

Kommentare zu den Beiträgen

Von Hubert Knoblauch

Wer beobachtet? Zum Subjekt der Beobachtung in der Ethnographie

Der Bitte, einige Gedanken zum Aufsatz von Daniel B. Lee und Achim Brosziewski zu formulieren, komme ich gerne nach. Wie aufgefordert, möchte ich keine Zusammenfassung oder Bewertung des Beitrags vornehmen, sondern Gedanken formulieren, die die Lektüre des Textes auslöste und die ich hier recht frei wiedergebe.

Teilnehmende Beobachtung und Systemtheorie sind ein äußerst reizvolles Thema. Auch wenn die Systemtheorie sich ja immer wieder gegen die Empirie wehrt und sperrt, so behandelt sie die Frage der Beobachtung doch auf eine so grundlegende Weise, dass auch die Ethnographen einen Gewinn davon haben können. Dies gilt insbesondere für die sogenannte »reflexive Ethnographie«, die sich des Umstands bewusst ist, dass ihre Beobachtung ebenso sehr davon abhängt, wer beobachtet, als davon, was beobachtet wird. Die postmoderne Kritik der Ethnographie hat das ja vor Jahren schon so deutlich gemacht, dass sich viele Autorinnen und Autoren noch heute in dieser nunmehr etwas angestaubten Kritik erschöpfen: Ja, die Beschreibung der Anderen ist eine Beschreibung aus der Perspektive dieses/der Anderen – ich wage es kaum, noch vom Subjekt zu sprechen, nachdem die Rede vom Subjekt ja von Luhmann schon 1984 abgeschafft wurde. Ich werde dennoch und mit Verlaub auf diese Rede von der subjektiven Perspektive zurückkommen müssen, da ohne sie Ethnographie nicht möglich ist. Und ja, diese Perspektive ist eine auktoriale Perspektive, die, wenn man Foucault Glauben darf, Macht ausübt. Und ja, sie nutzt dazu bestimmte kommunikative Formen bzw. Gattungen.

Diese Kritik ist sicherlich rechtens, wurde jedoch in der reflexiven Ethnographie auch schon aufgenommen. In der Tat musste sich der redliche Ethnologe schon zuvor, wollte er handwerklich sauber arbeiten, über sein Vorwissen und seine Vorkenntnisse Klarheit verschaffen. (Das betreibt auch die derzeit modische, wenn auch methodologisch dann doch sehr unreflektierte Autoethnographie, deren Behandlung man sich in einem solchen Beitrag doch sehr gewünscht hätte.) Man kann diese introspektive Sicht als hermeneutische oder phänomenologische Einstellung bezeichnen; sie scheint sich, wie ich meine, mit der konstruktivistischen Grundhaltung der Systemtheorie zu überschneiden, die das Beobachtete als etwas ansieht, was eben in den Termini des Beobachtenden (Subjekts?) gefasst wird. Die Systemtheorie spricht hier – klassisch konstruktivistisch, möchte man sagen – nur von Unterscheidungen; auch die Ähnlichkeiten, Vertrautheiten und Gemeinsamkeiten – also Typisierungen – sollten dabei jedoch nicht übergangen werden. Dies gilt vor allen Dingen dann, wenn man wirklich eine soziologische Ethnographie betreibt, also Ethnographie in modernen Gesellschaften. Ob der ausschließliche Bezug auf den auch schon nicht mehr ganz frischen Ethnologen Geertz hier alle entscheidenden Positionen zur Ethnographie abdeckt, wage ich durchaus zu bezweifeln.

Die weitere Unterscheidung in Beobachtungen mehrerer Stufen erscheinen mir sehr furchtbar, wenn ich auch nicht so recht sehe, wie originell sie im Vergleich zu Schütz' Unterscheidung von Konstrukten Erster und Zweiter Ordnung ist, der sie in den »Notizbüchern« immer auch auf die soziologische Beobachtung bezog. Wie aber eine solche Beobachtung der Perspektive der Anderen theoretisch anders erfassbar sein soll als mit einem Modell der Intersubjektivität, bleibt mir auch nach der Lektüre dieses Beitrags schleierhaft. Dass die Untersuchungsfelder als »schweigsam« erscheinen, wenn man sie nur »beobachtet«, scheint zwar logisch fast zwingend. Allerdings übergeht man damit den meiner Erfah-

rung – selbst bei den schweigsamen Feldern einer quietistischen Religiosität – durchgängigen Umstand, dass die Felder nicht nur kommunizieren, sondern dass sie mit dem Feldforscher kommunizieren – und dass dieser mit dem Feld kommuniziert. Gerade das ist ja der Zauber der Ethnographie, dass sich das System des Beobachtens nicht abtrennen lässt vom Beobachteten – und das ist auch ihre Eigenart. Wenn der Kern der – wenigstens soziologischen – Ethnographie nicht das Befremden ist (die Befremdung ist vielmehr ja eine der klassischen Gattungen der Repräsentation von Ethnographie), sondern die Rekonstruktion der typischen Binnenperspektive von Akteuren, dann hat die systemtheoretische Analyse eine Aufarbeitung der ethnographischen Vorgehensweise und der darin implizierten Beobachterrolle vor sich.

Der lange Weg der Theorie zur Empirie

Werner Vogd stellt die meines Erachtens für die soziologische Systemtheorie zentrale Frage, wie sie ihren Bezug zur Empirie herstellen kann. Wenn wir die Soziologie nicht als eine kognitivistische Modellwissenschaft ansehen, sondern als Wirklichkeitswissenschaft: Wo ist dann das Empirische; kann sie einen Begriff formulieren, der dem der Erfahrung entspricht, und wie kann sie einen Bezug zum Gegenstand herstellen? Die Frage nach dem Empirischen wird ja im Aufsatz von Lee und Brosziewski mit Blick auf die Ethnographie angegangen. Sie verorten das, was Leute wie ich als Erfahrung bezeichnen würden, im Luhmannschen Begriff der Beobachtung. Das ist zweifellos ein vielversprechender, wenn auch, wie ich dort erläutere, kein bislang befriedigender Versuch. Wie nun lautet die Antwort von Werner Vogd? Liest man seinen Aufsatz vor dem Hintergrund dieser Frage – die er ja immerhin als Titel formuliert –, dann liefert er zwei Antworten, von denen er meint, sie ergänzen sich. Zunächst bezieht er sich auf die Wissenschaftstheorie von Varela und Maturana und stellt sich auf den Boden des radikalen Konstruktivismus, dem ja auch Luhmann zuneigt. An dieser Stelle sind die Argumente von Seiten des Sozialkonstruktivismus – des, wie Luhmann despektierlich, aber treffend sagte, »halben Konstruktivismus« (einige neuere Philosophen reden auch von einem realistischen Konstruktivismus) – schon ausformuliert.¹ Ich möchte sie an dieser Stelle nicht wiederholen, sondern einmal so tun, als akzeptierte ich den Ausgangspunkt. Der radikale Konstruktivismus hat sich ja in den Naturwissenschaften einen gewissen Ruf erworben (den er allerdings in der gegenwärtigen Hirnforschungsdebatte wieder zu verlieren scheint). Deswegen ist auch der Bezug auf Popper oder die Quantentheorie durchaus plausibel. Allerdings sollte man doch zuweilen wieder deutlich machen, dass die Sozialwissenschaften eben keine Naturwissenschaften sind. Außerhalb der positivistischen Wissenschaftslehre scheint dies ja durchaus akzeptiert – wenn man einräumt, dass die Sozialwissenschaften natürlich qua Wissenschaften größte Gemeinsamkeiten mit den Naturwissenschaften haben. Nicht in der Vorgehensweise unterscheiden sie sich, sondern im Gegenstand: Weber hat die Soziologie schon so eingeführt, es wurde von Schütz geschärft, und auch Luhmann trägt dem ja damit Rechnung, dass er die sozialen Systeme als besondere Systeme heraushebt, die sich durch Kommunikation auszeichnen. Diese Besonderheit wird bei Vogd jedoch im Wesentlichen auf ein Element reduziert, das wiederum keineswegs besonders spezifisch ist für die Sozialwissenschaften: Die Bestimmung des Unbestimmten.

Dass dies nicht genügt, scheint der Autor zu bemerken, ebnet er sich doch einen zweiten Weg zur Empirie: Er beruft sich auf eine Reihe unterschiedlicher empirischer Ansätze. Eine besondere Prominenz nimmt dabei (natürlich) Bohnsacks Rekonstruktive Sozialforschung

1) Hubert Knoblauch (1999): Zwischen System und Subjekt? Methodologische Unterschiede und Überschneidungen zwischen Systemtheorie und Sozialkonstruktivismus, in: Ronald Hitzler, Jo Reichertz und Norbert Schröer (Hg.), *Hermeneutische Wissenssoziologie. Eine methodologisch-theoretische Positionsbestimmung*. Konstanz: Universitätsverlag: 213-235.

ein (deren Nähe zur Systemtheorie mir erneut nicht deutlich wurde). Auch die Objektive Hermeneutik erhält die Ehre, an die Systemtheorie angekoppelt zu werden, und schließlich auch die Ethnomethodologie. Dass solche Vereinnahmungen auf Kosten der Details gehen (die konversationsanalytische Sequenzanalyse unterscheidet sich wesentlich von der objektiv-hermeneutischen), ist hinnehmbar. Weniger schlüssig ist, dass der Bezug zur Empirie hier über die theoretischen Aspekte empirischer Forschungsansätze geht – und nicht über deren Empirie. (Den verzweifelten Versuch, die Hermeneutik aus der ethnomethodologischen Konversationsanalyse auszutreiben, haben ja schon einige unternommen – ohne dass es ihnen jedoch jemals gelungen wäre, auf eine unhermeneutische Weise Empirie wirklich analysieren zu können.) Nehmen wie etwa die Ethnomethodologie: Wer Garfinkel je gelesen hat – etwa seinen in dieser Hinsicht notwendigen Vergleich zwischen Parsons und Schütz –, wird nur unter völliger Verkehrung der Inhalte Garfinkel und seine Ethnomethodologie zu einer Systemtheorie machen, die Schütz' Theorie der Intersubjektivität zu einer Sackgasse erklärt (wie Vogd in seiner Fussnote (!) 10). Mit Garfinkel befindet man sich unmittelbar eben in dem, was man für eine Sackgasse hält. Und, was weit mehr wiegt, man befindet sich in einer Theoriediskussion, die zwar viel mit Methodologie zu tun hat – noch wenig allerdings mit (sozialwissenschaftlicher) Empirie, um die es dem Beitrag ja hauptsächlich gehen sollte. Es ist dann auch nur konsequent, dass die empirische Untersuchung, für die Vogd sich ja auszeichnet, nurmehr im Appendix erscheint, dass sie die Theorie illustriert anstatt ihre Beziehung zur Empirie aufzuzeigen.

Zum Problem der Hermetik der Systemtheorie

Ganz anders als mit dem Beitrag von Vogd steht es mit dem von Stefan Kühl, zu dem ich hier – wiederum anstatt einer Zusammenfassung und Bewertung – einige Bemerkungen machen möchte. Dieser Beitrag tritt mit einem vergleichsweise bescheidenen theoretischen Anspruch auf, will er doch nur einen Aspekt der Luhmannschen Organisationssoziologie ansprechen. Diese Bescheidenheit wird mit einer empirischen Ausführlichkeit ausgeglichen, die das Thema sehr anschaulich und wenig verdeckt von allgemeinen Begriffen beschreibt: Die weithin bekannte Widerständigkeit der Menschen in Organisationen gegen diese Organisationen wird aber am Ende darauf zurückgeführt, dass Menschen zugleich immer an mehreren Systemen beteiligt sind, dass also die Logiken unterschiedlicher Kommunikationssysteme empirisch durcheinander schießen. Ob dadurch die hübsche Beschreibung der Unterlaufung einer Managementmode wie dem Kaizen tatsächlich erklärt wird, kann aufgrund der Kürze des theoretischen Schlusses nicht wirklich entschieden werden. Auffällig aber ist, dass einige Beobachtungen und Beschreibungen davon keineswegs abgedeckt sind. So wird etwa der Begriff der »Beratungsideologie« an zentraler Stelle gebraucht, die offenbar zu eigenständigen ironischen Spielformen gewendet wird, wie dem »Bullshit-Bingo«. Weil es sich hier um eine Oberflächenrhetorik handelt, die praktisch unterlaufen wird, fragt man sich, wie wohl die pragmatisch ja doch etwas eindimensionale Systemtheorie mit solchen »Semantiken« umgeht. Liegt hier nicht die Wissenssoziologie mit ihren Begriffen der Ideologie und Legitimation näher – und die mit ihr verbundene Institutionenlehre (etwa im Neo-Institutionalismus)?

Eine solche Frage erscheint in diesem Kontext fast ketzerisch. Denn der Autor stellt zwar in der Exposition des Themas fest, dass das von ihm behandelte Phänomen zwar untersucht wurde, allerdings handele es sich um »ethnographische« und »mikropolitische« Studien. (Die doch gerade an Luhmann anschließbaren Analysen von Schütz' eichel vermisst man an dieser Stelle gänzlich.) Ohne dies an diesem anschaulichen Aufsatz kritisieren zu wollen, scheint es mir jedoch ein durchgängiges Merkmal der systemtheoretischen Beiträge, dass der Verweis auf »andere Ansätze« und Untersuchungen sogleich dazu führt, dass man deren Erträge überhaupt nicht berücksichtigen muss. Das kann damit zu tun haben, dass im Zeitalter

der allzugänglichen Information und der »transdisziplinären« Entgrenzung die redliche Rekonstruktion des Forschungsstandes offenbar etwas aus der Mode kommt – nicht nur in der Systemtheorie. Allerdings scheint mir, dass es hier auch etwas zu beobachten gibt, das die Systemtheorie auszeichnet (und vielleicht typischerweise wissenschaftliche Richtungen, die an theoretische Charismatiker anschließen): Der Ausschluss anderer, als nicht kompensationsfähig oder nicht anschlussfähig etikettierter Ansätze führt zum Übergehen ihrer Untersuchungen. Das bedeutet, dass die Untersuchungen entweder nicht erwähnt werden oder, falls genannt, ohne weitere Begründung und Kritik (was ja den Stand der Forschung auszeichnen sollte) übergangen werden. Als ein gutes Beispiel dafür möchte ich an das ansonsten doch vorzügliche Buch von André Kieserling über Interaktion erinnern, der bei aller Luhmannschen Kongenialität die empirische Interaktionsforschung der letzten Jahrzehnte fast vollständig ausklammern konnte. An die Stelle des Bezugs auf die nun ausgeschlossenen Anderen tritt dann die Berufung auf die Begriffe der eigenen Theorie, die sozusagen den Ersatz für den Forschungsstand bieten.

Eine solche Haltung könnte man wohl durchaus als hermetisch bezeichnen. (Eine Hermetik, die, wie wir wissen, in anderen, durchaus auch empirisch ausgerichteten charismatischen Wissenschaftsrichtungen durchaus noch stärker ausgeprägt sein kann.) Freilich stellen gerade diese Beiträge – und zwar sowohl die der Autoren, wie auch die der »von außen« kommenden Kommentatoren – den löblichen Versuch dar, diese Hermetik zu sprengen. Sollte diese Sprengung bis in die Texte eingehen, müsste man vielleicht mit einer Schwächung der charismatischen Bindung rechnen – könnte aber durch die Öffnung auch auf eine Ausweitung der Wirkung rechnen.

Akteursdeutungen und Theorie: Die geschwätzige Subjektivität des sozialwissenschaftlichen Objekts

Der Kommentar zu dem Beitrag von Katharina Mayr wird seiner Gliederung und seinem Aufbau nicht gerecht. Es handelt sich nicht um eine Zusammenfassung, sondern, wie auch in den anderen Fällen, um lockere Bemerkungen und Kommentare.

Ausführungen zum Text wären hier indessen sehr angebracht, denn der Beitrag nimmt die Empirie, die im Titel steht, auch wirklich ernst. Es handelt sich um Beobachtungsnotizen aus Ethik-Kommissionen, also einem Thema von allergrößtem Interesse: Neue Formen einer Institutionalisierung der Moral, von denen wir bislang empirisch wenig wissen; vor allem, und das scheint aus systemtheoretischer Sicht auch bedeutend, Formen der moralischen Kommunikation. Es ist äußerst misslich, dass diese Kommunikation nicht aufgezeichnet, sondern lediglich mitprotokolliert werden konnte. Angesichts der Sensibilität des Themenfeldes ist das sicherlich auch sehr verständlich, und die Ethnologin ist schon dafür zu loben, dass sie diese Daten erheben konnte. Allerdings könnte man sich fragen, ob es denn überhaupt die Kommunikation ist, die hier untersucht wird – zumal man ja den jeweils untersuchten Gegenstand immer als eine Funktion der Datensorte ansehen sollte. Zwar wird wieder einmal sehr deutlich, dass die ethnographischen Felder viel schweigsamer sind als manche meinen. Allerdings muss man sich fragen, ob die Systemtheorie überhaupt einen Blick für die empirischen Ausprägungen der Kommunikation hat, wie wir sie etwa unter dem Titel der kommunikativen Gattungen behandeln. Zu diesem Zwecke hatte ich mir vor einiger Zeit das beeindruckend komplizierte Buch von Dirk Baecker über »Form und Formen der Kommunikation« zu Gemüte geführt – durchaus im Wunsche, der Systemtheorie etwas abzugewinnen. Allerdings musste ich feststellen, dass das, was empirische Kommunikationsforscher (z.B. Gattungsanalytiker, Konversationsanalytiker, Soziolinguisten) als Form der Kommunikation bezeichnen, mit dem, was hier als »Form der Kommunikation« bezeichnet wird, nur noch über die Verwendung einer gemeinsamen Sprache zusammenhängt (obwohl mir auch das nicht sicher schien).

In diesem Beitrag stellt sich das Problem zum Glück nicht, zumal eine sehr empirisch gesättigte Vorstellung dessen vertreten wird, was in den Ethik-Komitees geschieht. Und was geschieht dort nun? Wie gesagt, erfahren wir wenig über die einzelnen Prozesse, wohl aber über bestimmte Strategien. Von besonderer Bedeutung ist, durchaus überraschend, die Rolle der Gefühle, der Authentizität, ja, wenn man das hier sagen darf, der Subjektivität. Für einen der Systemtheorie Außenstehenden ist es beinahe ein wenig rührend, wie sehr die Autorin, wenn man so sagen darf, »herumeiern« muss, um deutlich zu machen, dass es Subjektivität natürlich nicht gibt, sondern dass es sich nur um etwas handelt, was in der Kommunikation auftritt. Ich bin mir nicht sicher, ob es überhaupt noch jemanden gibt, der behauptet, dass es Subjektivität »eigentlich« bzw. ontologisch gibt; dagegen fühle ich mich wieder bestätigt darin, dass die Subjektivität ein bedeutendes Thema auch in den Formen und Bereichen der Kommunikation ist, wo man sie gar nicht erwartet. Deswegen verwundert die schroffe Ablehnung von Vorstellungen der Subjektivität umso mehr: Müssen denn auch die Leute, die beobachtet werden, radikale Konstruktivisten sein, damit sie angemessen beobachtet werden können? Sollte die Soziologie nicht Konzepte schaffen, die auch die Semantik der Leute erfasst, ohne wesentliche Aspekte wegzudefinieren? Und, um das Thema Systemtheorie und Empirie insgesamt anzugehen, müsste die Systemtheorie nicht Begriffe suchen oder neue Begriffe schaffen, die außerhalb ihres bestehenden und von Luhmann überlieferten Instrumentariums »sensibel« sind für die Vielfalt der empirischen Wirklichkeit? Sollte also nicht, wie schon Schütz forderte, die Begrifflichkeit der Soziologie die Perspektive der Handelnden systematisch mit einbeziehen?

Prof. Dr. Hubert Knoblauch
Institut für Soziologie
Technische Universität Berlin
Franklinstr. 28/29
10587 Berlin
e-mail: hubert.knoblauch@tu-berlin.de